

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 58.

Dienstag, den 2. Dezember.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

(24. Fortsetzung.)

Roman von Sven Elvén.

(Nachdruck verboten.)

Krag verstand die Drohung und schwieg.
Mr. Lewis wandte sich wieder an Frau Habermann.
„Warum haben Sie so große Eile?“
„Ich denke, jede Minute ist kostbar“, antwortete sie,
„wenn es uns gelingen soll . . .“
Mr. Lewis unterbrach sie durch eine Handbewegung.
„Sie sollten vorsichtig sein“, sagte er, „wenn Sie sie
das erreichen wollen, was Sie soeben anzugeben im Be-
griff waren.“

Frau Habermann schüttelte ungeduldig ihre Hand-
tasche, und da sie ihrer üblen Laune einen Abzug ver-
schaffen mußte, fuhr sie gegen Nelly los, die in ihrem
namenlosen Schreden sich in den äußersten Winkel des
Zimmers zurückgezogen hatte.

Doch da griff Asbjörn Krag wieder ein.
„So viel ich verstehe“, sagte er zu Lewis, „haben Sie
die Absicht, mit mir zu unterhandeln.“

Mr. Lewis nickte.

„Schön“, sagte Krag mit Nachdruck. „Doch ich ver-
halte mich durchaus ablehnend, wenn diese gewöhnliche
Person nicht schweigt.“ Mr. Lewis beruhigte sie.

„Ich habe versprochen, Sie und unsere Freunde in
Sicherheit zu bringen“, sagte er, „und was ich verspreche,
pfege ich in der Regel auch zu halten. Aber ich habe
diesem Herrn ein paar Worte zu sagen, und wenn Sie
mich daran verhindern, nehme ich mein Wort zurück.
Wie Sie wissen, vermag ich mir für meine Person stets
ohne Schwierigkeit zu helfen.“

Krag war sich nicht ganz klar darüber, ob dieses Ver-
halten seitens seines Gegners nicht arrangiert war.
Er vermutete es. Mr. Lewis hatte vielleicht die Ab-
sicht, die Zeit hinauszuschieben. Wäre ihm wirklich so
sehr viel daran gelegen, so rasch wie irgend möglich von
hier fortzukommen, so wäre es ja eine Leichtigkeit für
ihn gewesen, Krag unschädlich zu machen. Am Ende
waren noch nicht alle seine Pläne zur Ausführung reif.
Krag achtete scharf auf jedes Wort, das gesprochen
wurde. Einige Winke über den Fluchtplan hatte er be-
reits aus ihren Reden entnommen. Am meisten Sorge
machte ihm im Augenblick das Schicksal seines Freundes
Harald Brede. Zuletzt hatte er ihn im Rauchzimmer
gesehen, in einer Unterhaltung mit Mr. Lewis begrif-
fen. Krag rief sich diese Szene ins Gedächtnis zurück: er
sah die beiden am Kamin stehen, Brede mit vorgebeug-
tem Kopf den Worten seines Gegenüber lauschend,
Harry Lewis mit lebenswürdigem Lächeln plaudernd.
Lewis nahm ein Zigarettenetui aus der Tasche und
bot Brede eine Zigarette an . . . Indem Krag dessen
gedenkt, hat er plötzlich einen Einfall, und wie ein Blitz
durchfährt ihn Klarheit über Lewis' Beweggrund für
sein Zögern.

Nun wußte er auch, daß keine Gefahr für sein Leben
bestand, wenn er mit größter Vorsicht auftrat. In
weniger als einer Minute hatte Krag diese Schluss-
folgerungen gezogen, und während dieser Zeit war
Lewis' forschender Blick unablässig auf ihn gerichtet.
Krag erkannte, wie notwendig es war, auch nicht durch
den geringsten Zug von Befriedigung seine heimlichen
Gedanken zu verraten.

Um seinen Widersacher auf die falsche Spur zu len-
ken, stellte Krag daher eine Frage an ihn:

„Sie sprachen von Ihren Freunden; zählen Sie
auch diese junge Dame hier zu Ihren Freunden?“

„Ich zähle zu meinen Freunden alle, die die Ver-
antwortung mit mir teilen“, antwortete Lewis.

„Wirklich? Aber ich glaube kaum, daß Sie von
dieser jungen Dame mit Recht sagen dürfen, daß sie
die Verantwortung mit Ihnen teilt.“

„Nun, glauben Sie denn, mein Herr, wir lebten
in der Zeit der Wunder, und sie sei plötzlich auf
irgendeine übernatürliche Weise von schwerer Lähmung
geheilt worden?“

„Das glaube ich nicht“, antwortete Krag, „doch es
ist meine Überzeugung, daß sie von Anfang an wider
ihren Willen in diese Sache hineingelotet worden ist,
und daß sie inzwischen oft versucht hat, sich zu befreien
und fortzukommen, aber stets wieder durch Drohungen
zurückgehalten wurde. All das wäre ich bereit zu be-
weisen. Miß Anderson kann mit größerer Sicherheit
hier in der Stadt bleiben als mit Ihnen fliehen.“

Harry Lewis verzog den Mund zu einem schlaun-
Lächeln.

„Alle, die die Verantwortung mit uns teilen, sind
unsere Freunde“, wiederholte er, „und ich glaube nicht,
daß ich es Ihnen genauer zu erklären hätte, daß alle
unsere Freunde unsere Verantwortung teilen. Nun
begreifen Sie wohl. Es beschränkt die Zahl unserer
Freunde, macht den Kreis aber um so fester.“

Mit einem bedeutungsvollen Blick auf Nelly fuhr
er fort:

„Wenn unsere Freunde die Verantwortung nicht
mehr mit uns teilen, so gehen sie zu unseren Feinden
über. Miß Anderson weiß selbst am besten, wie wir
unsere Feinde behandeln.“

Nelly warf verwirrte Blicke auf die sie umgeben-
den Menschen.

Dann wandte sie sich an Krag.

„Ich gehe mit Ihnen“, sagte sie.

Frau Habermann wollte auf sie losstürzen, doch
Mr. Lewis hielt sie zurück.

„Keine Szenen, wenn ich bitten darf. Es liegt
auch kein Grund dazu vor. Beherrschen Sie sich.“

Er wandte sich an das junge Mädchen.

„Aber wissen Sie auch, mein Fräulein, daß dieser
Herr hier ein Polizist ist?“

„Ja“, antwortete sie mit gesenktem Blick.

„Und dennoch ziehen Sie es vor, ihm zu folgen, als
mit uns zu gehen?“

„Ja.“

„Das heißt desertieren, seine Freunde verraten.
Sie übertreten den ersten Paragraphen unserer Ge-
setze.“

Ehe Nelly noch antworten konnte, vernahm man
wieder ein Autosignal von der Straße.

„Endlich!“ rief Frau Habermann aus.

„Die Damen gehen zuerst hinunter“, befahl Mr.
Lewis. „Seien Sie ganz ruhig, niemand wird Sie
antasten. Ich habe noch ein paar entscheidende Worte

mit diesem Herrn hier zu reden. Und Sie, Wils Hestly, müssen sich nun entschließen."

"Gehen Sie getrost mit hinunter", bat Asbjörn Krag, "denken Sie daran, daß ich und meine Leute Sie bewachen."

Harry Lewis lächelte.

Nun kommt das Entscheidende, dachte Krag, die Zigaretten!

Dreißigstes Kapitel.

Das Schicksal der amerikanischen Detektive.

Asbjörn Krag hatte seinen Widersacher im Verlauf der letzten Minute vollkommen durchschaut. Die von dem Verbrecher bewiesene Ruhe war nur gespielt und darauf berechnet, auf Krag Eindruck zu machen. Der Detektiv kannte ja all die Hilfsmittel, die internationale Abenteuerer zu benutzen wußten, und er erwartete nun eins von diesen durch Lewis in Anwendung gebracht zu sehen. Er war auf der Hut.

Plötzlich vernahm man zum drittenmal das unten wartende Auto, und zwar ließ es sich nun mit zwei langen und zwei kurzen Signalen hören.

Lewis erhob sich und sagte zu Frau Habermann:

"Beileben Sie sich nun, alles ist bereit."

"Sie fliehen also im Auto", sagte Krag, "ein geeignetes Beförderungsmittel für moderne Verbrecher. Aber wie weit glauben Sie damit hier in unserem Lande zu gelangen, in dem jeder zweite Bauernhof Telephon besitzt?"

"Und befände sich selbst eine Polizeistation auf jedem zweiten Bauernhof, so würde es uns nicht schaden", erklärte Lewis lächelnd.

"Jede kleinste Stadt hat bei uns Polizei", sagte Krag.

"Das bezweifle ich durchaus nicht", antwortete Lewis und trat einen Schritt näher auf Krag zu. "Doch wie soll nach Ihrer Meinung in unserem Falle Ihr Polizeiwesen benachrichtigt werden?"

"Durch den Telegraphen und das Telephon."

"Es scheint wenig Zweck zu haben, Ihnen Vernunft predigen zu wollen", meinte Lewis achselzuckend.

"Nun nehmen wir an, daß Sie meine Tätigkeit wirklich für einige Zeit lahmlegen", sagte Krag und warf einen Blick auf den Revolver des anderen, "diese Möglichkeit gestehe ich zu. Es gibt ja noch andere Leute außer mir."

"Welche andere Leute meinen Sie?" fragte Lewis kalt.

"Einer von ihnen ist mein bester Kollege, der Detektiv Brede."

"Ach, der starke, blonde Mann aus dem Salon?"

"Ja, allerdings."

"Auf den rechnen Sie nicht", sagte Lewis ruhig.

"Ich sagte Ihnen ja bereits, daß er nun unschädlich ist."

Er sprach es in einem Ton, der den Detektiv schauern machte. Asbjörn Krag tat unwillkürlich einen Schritt auf den Verbrecher zu. Doch da richtete dieser sofort die Waffe auf ihn.

"Wollen Sie damit sagen", fragte Krag, "daß er tot ist?" Seine Stimme zitterte vor Erregung.

"Glauben Sie, daß ich den Menschen für so gefährlich hielt?"

"Das ist keine Antwort auf meine Frage. Sagen Sie, haben Sie dieses schändliche Verbrechen tatsächlich begangen?"

"Ich will Ihnen eine befriedigende Antwort geben", erklärte der andere, "wenn Sie sich nur die Mühe nehmen wollten, sich zu beruhigen. Das ist wahrlich nicht zu viel verlangt. Sehen Sie sich."

Asbjörn Krag setzte sich mit einem Zögern an den viereckigen Tisch, Lewis nahm den Stuhl ihm gegenüber.

"Ich hielt Ihren besten Kollegen nicht für sehr gefährlich", wiederholte er nun, "und demgemäß habe ich gehandelt. Aber Sie dagegen denke ich doch ein wenig anders, und Sie werden daher begreifen, daß Ihre Lage weit schlimmer ist seit dem Moment, da ich Sie in meine Gewalt bekam."

Fortschegung folgt

Luftige Geschichten aus Mecklenburg.

Das durch den „Grabower Bortier“ berühmt gewordene Städtchen Grabow kennt man von der Reise Berlin-Hamburg her: es ist die erste mecklenburgische Station hart nach dem Brandenburgischen hinüber. In diesem Grabow wohnt unter den übrigen 6000 Seelen eine Witwe, die ihre Wirtschaftslage durch das Halten einer Ziege zu stabilisieren gedachte. Sie erwarb eine solche „Ruh des kleinen Mannes“ in einem Nachbardorfe in einem Exemplar, von dem der Verkäufer den Ertrag eines ganzen Liters Milch rühmte. Ein der Witwe benachbarter Mann fand sich gern bereit, die Überfiedelung des Tieres in die Wege zu leiten. Mit einem Strid ausgerüstet, begab er sich in das Dorf, nahm die Ziege in Empfang, und beide zogen nach einem guten Fußmarsch wohlgemut in die Stadt ein. Hier kamen sie an der Stammneise des bereitwilligen Helfers vorbei. Ein längerer Marsch macht durstig — also band der Biedere die Ziege an einen vor der Tür stehenden Wagen und hob erst einmal einlaß Glas edler Labung. Dann setzte er mit seinem vierbeinigen Begleiter den Heimweg fort.

Er war jedoch ehrlich erschrocken, als die neugebadene Ziegenhalterin ihn statt mit Worten des Dankes mit bester Entrüstung empfing:

„Wat, dat sall 'ne Zeege sien? Dat is to 'n Bud (Bod)! Wat sall id mit 'n Zeegebud!“

Leider mußte der Transportführer ihr beipflichten: er hatte sich einen Ziegenbod aufhängen lassen, bei dem die Möglichkeit der Mißaproduktion ganz offensichtlich gering war. Er machte also mit dem Bod eine ganze Umlenkung, um das Tier beim Verkäufer umzutauschen. Doch auch Enttäuschungen machen durstig — um so mehr, wenn sie mit einem bevorstehenden mehrstündigen Fußmarsch zusammenhängen. Also band er vor seinem Stammlöcher seinen modernsten Begleiter wieder an den noch dort stehenden Wagen und stärkte sich erneut, doch diesmal nur mit einem Gläschen. Dann tröteten beide, der Transporteur und der Bod, wieder dem Dorfe zu, der erstere eifrig eine mit allen rhetorischen Klangfeinheiten abgeübte Rede vorbereitend, mit der er den Verkäufer des Tieres zu begrüßen gedachte.

Der Dorfbewohner sah überrascht die beiden nahen und war höchst verblüfft, als ihn der andere mit einem Schwall von Worten überschüttete, die nur in der heimischen Mundart handgreiflich verständlich sind.

Ebenfalls im lieblichen Heimatdialekt gab er seiner Verwunderung Ausdruck: „Mann, was wollen Sie denn, das ist doch 'ne Ziege!“

Nun war die Reihe des Verblüfftleins an dem Überbringer. Tatsächlich — jetzt war's wieder eine Ziege! Festlich ließ er den Strid fahren. „Dat Beech is verbert!“ Da mit ließ er den Landbewohner und die Ziege stehen und wandte sich eilends heimwärts.

In seiner Stammneise — denn auch der Schred macht durstig — empfing ihn ein brüllendes Gelächter. Gute Freunde hatten nämlich beide Male das an den Wagen gebundene Tier vertauscht, während der Führer im Lokal sich aus den verschiedenen Anlässen stärkte.

Im selben Grabow kam ein Einwohner auf seinem Rade vor einem Geschäft vorgefahren, stieg ab, stellte das Rad an die Hauswand und begab sich in den Laden.

Als er wieder auf die Straße kam, stand das Rad nicht mehr da. Natürlich schlug der verlassene Besitzer auf der Straße und im Geschäft gewaltigen Lärm. Ein Rad gestohlen! Das ist in der Kleinstadt eine Seltenheit, und es sammelte sich um das entrüstete Opfer eines solchen Diebstahls auch prompt eine ebenso entrüstete Auditorium.

„Willem, los nach de Polizei! Wilhelm wollte auch losrennen, aber der Ladenbesitzer hielt ihn zurück: „Das muß schnell gehen; nimm doch inzwischen dieses andere Rad!“ Wilhelm schwana sich auf ein absteigendes fremdes Rad und kehrte auch bald mit einem Polizisten zurück. Und mit dem fremden Rad natürlich. Dieses musterte ein guter Freund des Bestohlenen:

„Segg mal, Willem, is dat nich dien Rad?“

Wilhelm wird stumm und betrachtet eingehend das noch in seinen Händen befindliche Stahlrad.

„Ja, würllich — oh, oh, dat is io mien Rad...!“

Während er sich im Geschäft aufhielt, hatte man, um die Einfahrt für den Wagen frei zu bekommen, sein Rad einige Schritte beiseite geschoben. ...

In Barchim, dem Geburtsstädtchen des großen Mostke, beachtete man, die Hundertjahrfeier der Schützen-Gesellschaft mit allem Pomp, dem Tage entsprechend, würdig zu begehen. Zu diesem Zweck lud man die Schützervereine aller umliegenden Städtchen und Dörfer ein. Durch Schreibebriefe.

Auch der Schützenverein des Dorfes Pantow bei Barchim wurde eingeladen. Dessen Vorsitzender aber, an den man die Einladung richtete, ist ein Herr namens Berlin.

Die Post in Barchim aber überließ das nachfolgende Gute und ließ den Brief in die Ferne schweifen. Und so geschah es, daß am Festmorgen nicht Herr Berlin mit seinen Pantowern, dafür aber die maderen Schützenbrüder aus Pantow bei Berlin fröhlich anrückten und froh genossen, was ihnen die Post versehentlich beistellte.

Dagegen sind die Pantower aus der Umgegend Barchims von der Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit der Post nicht mehr so sehr überzeugt. Riti Riti.

Ein aussterbendes Volk.

Feuerland, dieses schon vor mehr als 400 Jahren entdeckte Gewirr himmelanreihender Bergketten und sturmdurchtobter Meeresstraßen, ist bis heute ein Land des Geheimnisses geblieben, und erst in den letzten Jahren wurde dies Wunderland wegen seiner einsartigen Natur Schönheiten trotz aller Anblik der Witterung ein Ziel der Weltfahrer und Touristen. Die Erforschung dieses Landes und seiner so viel verlästerten Einwohner wird hauptsächlich einem Salesianer-Missionar, Alberto M. de Aostini, verdankt, dessen grundlegendes Werk „Zehn Jahre im Feuerland“ jetzt in deutscher Übersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint. Der Geistliche, der als unerschrockener Bergsteiger zum erstenmal die bis dahin für unerklärbar geltenden Gipfelfürme des höchsten Berges von Feuerland, des Sarmiento, bezwang, hat mit den Indianerstämmen in enger Gemeinschaft gelebt und die letzten dünnen Scharen der Eingeborenen, die die fortschreitende Zivilisation und die unerhörten Grausamkeiten der Goldgräber noch übrig ließen, im Schutze der Mission gesammelt. Um den Charakter, die Lebensgewohnheiten und Anschauungen dieses Volkes zu studieren, war es die höchste Zeit, denn bald werden die Feuerländer ausgestorben sein. Gibt es doch von einem dieser Stämme, den „Hauka“, nur noch drei bis vier Individuen, und auch die volkreicheren Stämme schmelzen mehr und mehr zusammen infolge der Krankheiten, die durch die Zivilisation eingeschleppt worden sind, und infolge der furchtbaren Schandtaten, die Goldhucher, Robbenjäger und Wirten an den Indianern verübt haben. Wurden doch die Wirten von ihren Herren, den Viehzüchtern, dafür bezahlt, wenn sie die Indianer planmäßig abschossen oder mit Strömpfen vergifteten! Die Feuerländer sind noch heute Nomaden, aber sie sind nicht so armelich und unentwikkelt, wie man sie immer geschildert hat, sondern lebendstrotzige Menschen mit sehr interessanten Bräunen, die viel sympathischer wirken als die Weissen, die als „Babnbrecher“ der Zivilisation in das Land kamen. „Am den Reiz eines solchen urwüchsigsten Nomadenlebens innerlich zu erfassen“, schreibt Aostini, „muß man in das Schweigen dieser Tal-ebenen eingedrungen sein und die geheimnisvollen Wälder durchstreift haben, wo, dem verständnislosen Auge des Weissen verborgen, der Rest dieser Menschen lebt und nichts anderes begehrt, als in seinem langen Todestampfe nicht belästigt zu werden. Erst wenn nach langem verträumtem Zusammenleben die natürliche Scheu und Zurückhaltung der Eingeborenen zu weichen beginnt, erst dann ist es möglich, die ganze Heiterkeit dieses einfachen Urlebens unter dem großen Dache der Natur zu würdigen. Noch wenige Jahre, und dieses idyllische, unverfälschte Leben gehört für immer der Vergangenheit an. Dann werden die einsamen Täler und schneeelastenden Berge ihre alten Herren nicht mehr sehen, mit denen sie jahrausjahrelang gemeinschaftlich gegen Wind und Wetter kämpften, mit denen sie die unläßliche Verpflichtung milder Sonnenuntergänge atmeten und uralte Feste und reiche Jagden feierten.“

Von den drei Eingeborenensstämmen, die heute noch existieren, sind die Matafu und die Jahgan im wahren Sinne See-Indianer, denn sie verbringen einen großen Teil des Lebens in ihren Booten auf den Kanälen und nähren sich von Fischen; dagegen sind die Ona ausgeglichene Land-Indianer, die der Schifffahrt ganz unfähig sind. Schon im Äußeren herrscht der größte Gegensatz zwischen den Jahgan und den Ona. Wohl kaum ein anderes Naturvolk macht einen so kläglichen Eindruck, wie die Matafu und Jahgan, deren gutentwikelte Schultern und Oberleib auf dünnen trummern Beinen ruhen, so daß sie beim Gehen eine plump-schaukelnde, lächerliche Haltung haben. Durch das ständige gelauerte Sitzen im Kanu und die geringe Übung im Laufen sind die unteren Körperteile ganz zurückgeblieben und mißgestaltet, während Brust und Arme durch das Rudern stark entwikkelt sind. Die Frauen sind geübte Schwimmerinnen, während die Männer merkwürdigerweise nicht schwimmen können, obgleich sie doch ihr Leben auf dem Meere verbringen. Die Kleidung besteht nur aus rohen Fellen, die an einer Schnur um den Hals gehängt werden, und noch dürftiger ist die Behausung, eine Hütte aus Baumästen. Vielweiberei ist bei ihnen weit verbreitet; aber irgend ein Band, das die Familie oder eine Gruppe zusammenhält, besteht nicht. Besondere Führer gibt es nicht, nur der Medizinmann besitzt dank seiner Schlaubeit großes Ansehen. Trotz ihrer kläglichen Lebensweise aber darf man bei ihnen keinen Mangel an Intelligenz vermuten, denn ihre Sprache ist auffallend reich entwikkelt, und ein Wörterbuch der Jahgan-Sprache umfaßt viele tausend Wörter. Die Ona, die im Osten des Feuerlandes leben, weichen trotz enger Berührung mit den Kanadaindianern in Gestalt, Sprache und Sitten völlig von ihnen ab. Sie zeichnen sich durch hohe Gestalt, kräftigen Körperbau, durch Anmut und Ebenmäßigkeit der Glieder aus, und während die Jahgan düster und schwermütig sind, haben die Ona ein heiteres, offenes Wesen. Sie geben so gut wie gar nichts von der empfindlichen Kälte im Winter, und als ein Missionar einmal einen Ona fragte, warum er nicht friere, wies dieser auf das Gesicht des Missionars und sagte: „Warum frieren Sie denn da nicht?“ — „Das ist doch das Gesicht“, verwunderte sich der Missionar. — „Ganz recht“, erwiderte der Ona befriedigt, „bei uns ist der ganze Körper Gesicht.“ Großen Wert legen aber die Ona auf reiche Bemalung des Körpers und erscheinen bei ihren überaus interessanten Zeremonien, den Beschwörungen der Medizinmänner, den Einführungen der Jünglinge in die Gemeinschaft der Männer, bei ihren turnerischen Abun-

gen, in einem eindrucksvollen und phantastischen Schmuck. Man findet überhaupt unter ihnen viele edle und sympathische Züge.

Das graue Haar.

Humoreske.

Es war an einem fatal heißen Frühlingmorgen, als Guido West das erste graue Haar in seinem dunklen Scheitel entdeckte. Das verstimmt ihn. Zweiundvierzig Jahre und ein graues Haar! Und er fühlte das verhasste Alter näher kommen. . . . Brrr!

Noch einmal blickte er in den Spiegel, dann zupfte er den Störenfried seiner Junggesellenharmonie entschlossen aus. Das tat ein wenig weh, und als er das ehrwürdige Silberhaar einer melancholischen Betrachtung unterzog, verpörrte er heftige Kopfschmerzen, die sich immer einstellten, wenn er Ärger hatte. „Das fehlt mir gerade noch!“ ächzte er. „Wie soll ich in diesem Zustand Frau Claire einen Heiratsantrag machen? . . . Nein, ausgeschlossen.“ Alle Illusion war verloren. Er wollte ihr telephonisch ablagen. Mistonia schrie die Glocke durch die Stille.

Frau Claire war bereits fortgefahren, um ihn in ihrer Equipage abzuholen.

Guido West hätte am liebsten den unschuldigen Apparat zertrümmert, aber er beswang sich, beendete seine Toilette und ging dann auf die Straße hinab. Nichtig! Da sah Frau Claire im Fond des Wagens, der vor der Haustür stand, und lächelte ihm strahlend entgegen. Seine mürrische Laune klärte sich ein wenig auf, als er ihr in die großen Blauaugen blickte.

Dann fuhren sie durch duftende Alleen, beläutert wartete die junge Witwe auf seinen Antrag, doch ihm wollte das dumme graue Haar nicht aus dem Sinn. . . . Verstimmt, Doktor?“ fragte sie nach einer Weile und sah ihn schelmisch von der Seite an.

„Ja, gnädige Frau — ich muß es ehrlich gestehen. Ich — habe eine — entsetzliche Entdeckung gemacht.“ Sie erblickte unter dem zarten Schleier, der ihr Antlitz bedeckte. „Sie haben —“

Er nickte wortlos. Eitrig rückte sie ihm näher. „Sie sind mir doch nicht böse, lieber Doktor?“

Er sah sie erstaunt an. „Ihnen? Ja, was können denn Sie dafür?“

„Ich bin wirklich unschuldig!“ beteuerte sie.

Nach einem drückenden Schweigen legte sie das Händchen auf seinen Arm. „Sprechen Sie doch ein Wort, mein Freund! Schenken Sie dem Gerücht keinen Glauben! . . . Kann ich dafür, daß er mir den Hof machte?“

Guido West stuchte, aber als vorsichtiger Junggeselle klärte er den Irrtum nicht auf.

Als er bedarrlich schwieg, war sie dem Weinen nahe. „Glauben Sie den Klatschbällen nicht! Die Leute sind so boshaft!“ fließte sie hervor. „Es war nur eine ganz harmlose Freundschaft — glauben Sie mir doch!“

— Das ist ja recht nett! — dachte Doktor West.

„Wenn er auch mein Haus besuchte“, fuhr sie kleinlauter fort und schwieg mitten im Satz, als sie seine abweisende Kälte bemerkte.

Da ging ihm ein Licht auf. Er hatte in letzter Zeit so manches Geflüster vernommen, das sich auf die hübsche Witwe und einen jungen Schauspieler bezog. Sollte da — ? Nun wollte er den Heiratsantrag ganz gewiß nicht vorbringen. Die Hauptvorteile dieser Ehen, keinen Frauen lagern nicht auf dem Gebiet der Intelligenz. Sie verstrickte sich im Laufe langatmiger Verteilungsreden in haarsträubende Widersprüche, so daß ihre Schuld zuletzt klar sagte lag.

Als die Equipage endlich vor ihrer Wohnung hielt, verabschiedete sich Guido West kühl und förmlich. Sie blickte ihm stehend in die Augen, doch er lächelte fein und abweisend. Da verschwand sie mit madonnenhaft geantem Haupt im Hausflur.

Als er wieder daheim in seinem Zimmer stand, suchte er das graue, verschmähte Haar. Er konnte es nicht mehr finden, weder auf dem bunten Berjer, noch auf dem Spiegelstisch. „Schadel!“ brummte er, „ich wollte es aufbewahren, da ich es ihm zu danken habe, daß ich dem Rest dieser Frau entging!“ Er fand es nicht wieder. Aber von nun an mied er heiratslustige Witwen und hielt seine — sich langsam vermehrenden — grauen Haare hoch in Ehren. W. B.

Wahlkampf.

Stellt auf den Tisch zur Wahl die alte Ueno.

Die biden Wählerlisten schleppt herbei.

Zum Wahlkampf ruft die Massen auf im Sturme.

Wie einst im Mai!

Befleht die Wände wieder mit Plakaten.

Lacht prellend weh'n die Fahne der Partei

Und nennt uns eure neuen Kandidaten

Wie einst im Mai!

Verteidigt eure Stellung fest und mutig.

Doch mehr mit Würde als Kadavergerei.

Und wenn es geht, haut euch nicht wieder blutig.

Wie einst im Mai!

Der siebente Zwölfte sei uns ein Erlebnis.

Das jedem Deutschen eine Freude sei

Und hoffentlich mit besserem Ergebnis

Als einst im Mai!

E. Fritzsche im „Mir“.



Die Rückkehr der Frau zur Handarbeit.

Das naheende Weihnachtsfest steht in diesem Jahre wieder viel fleißige Frauenhände in eifriger Bewegung, die eifrig aus bunten Woll- und schimmernden Seidenfäden Wunder der Handarbeitkunst entstehen lassen. Denn die Handarbeit ist in den letzten Jahren wieder zu Ehren gekommen, während man noch vor etwa 30 Jahren in den Kreisen der gebildeten Frau im allgemeinen für das, was weibliche Hände geschaffen, nur hochmütige Geringschätzung an den Tag legte, die in dem energisch einsetzenden Kampfe für die Emanzipation der Frau ihren Ursprung hatte. Die einseitige Überwertung geistiger Tätigkeiten hatte die Verachtung manueller Geschicklichkeit im Gefolge. Jedes Neue versuchte sich durchzusetzen, indem es mit der Vergangenheit vollständig brach. Als dann das Reisezeugnis eines Gymnasiums, der weibliche Doktor der verschiedenen Fakultäten gar nichts Besonderes mehr war, kam wieder die wahre Veranlassung der Frau deutlicher zum Ausdruck. Dem Weibe ist der Sinn für alles Schmückende nun einmal angeboren, und er bricht auch trotz aller Unterdrückung immer wieder hervor. So versucht sich heute wieder die Studentin und die gelehrte Frau, so nett sie es vermag, zu kleiden. Und so greift sie auch seit einigen Jahren wieder wie die anderen Frauen, die einst aus Korrosgeist mit ihr die Handarbeit gemieden, in ihren Mußestunden gern zur Handarbeit, die ja zumeist schmückende Werte schafft. Aber selbst in der Periode weiblicher Kampfanlage gegen alles echt Fräuliche hat es manche Frau gegeben, die in den Stunden geistigen Ausruhens gern sich mit einer Handarbeit beschäftigte, wie es, um ein Beispiel zu nennen, die außergewöhnlich befähigte Mathematikerin Sonia Kowalewski tat. Zeitweise hatte allerdings der Handarbeit das Odium von Hausarbeit, Uneleganz, nicht standesgemäßer Beschäftigung an, wobei man freilich vergaß, daß in früheren Zeiten Damen des hohen Adels, ja selbst Königinnen sie nicht verschmähten, und daß aus ihren geduligen und geschickten Händen wundervolle Teppiche und Stickerien sowie köstliche Spitzen hervorgingen. Damals stand gerade in den Schlössern wie in den Klöstern die Handarbeit in hoher Blüte. Mir scheint übrigens, daß dieses zuletzt genannte Vorurteil besonders in Deutschland seinen Boden hatte, denn in großen internationalen Hotels habe ich zu jener Zeit gerade die elegantesten und ihrer Herkunft nach vornehmsten Französinen, Engländerinnen und Amerikanerinnen oft stundenlang mit einer mühseligen Handarbeit gesehen. Daß nun seit einigen Jahren auch die deutsche Frau wieder mehr und mehr zu ihr zurückfindet, ist leicht erklärlich. Verständlich ist auch, daß sie nach der Binde und dem Temperament sowie dem Grade der Geschicklichkeit der Frau die Art der Handarbeit gewählt wird. Wie gut paßt die wieder moderne bunte Bollarbeit zu einem heiteren Gemüt, zu einer gesunden Farbenfreude! Man versteht es, daß eine zarte Frauenhand gern in diesen weichen, bunten Strähnen und Knäulen wühlt; daß ein froher Mensch sich mit Entzücken an diesen ungebrochenen, starken Farben betrauscht. Wer hingegen eine Ablenkung von traurigen Gedanken und wehmütigen Erinnerungen sucht, wird eine Arbeit wählen, die stilles Aufmerken erfordert, die keinerlei Abschweifung erlaubt, praktisch und erfindereich benachbarte Frauen basteln gern in ihren Feierstunden und bringen wohl so manchen hübschen und brauchbaren Gegenstand fertig, der häufig nicht zu haben ist, und der aus einem gesunden Sinn fürs Notwendige und einem nachdenklichen Verstande geboren wurde. Träumerische und träumerische Naturen nehmen gern eine Arbeit vor, die die Hände beschäftigt, aber den Gedanken, den Hoffnungen und Wünschen erlaubt. Extraktionen ins Weiße, ins Grenzenlose zu unternehmen. Ehrgeizige Frauen sowie solche, die am Außergewöhnlichen Gefallen finden, greifen zu schwierigen Techniken, oder bemühen sich, neue Muster zu entwerfen. Elegante Damen hingegen wählen eine Handarbeit, die eine gewisse Monotonie des Wertes mit leichter Herstellungsart verbindet, bei der man nicht sehr aufpassen muß und keinerlei Schwierigkeiten zu überwinden hat. Jede Frau kann zweifellos eine Handarbeit finden, die mit ihrer Lebensart im Einklang steht. Den Segen, den solche Beschäftigung gewährt, hat gar manche wohlthuend an sich erfahren, denn die Handarbeit kann tatsächlich ein guter Freund, ein Arzt, ein Erzieher der Frau sein. Sie gibt den nervösen Händen einen Ruhepunkt und schafft so auch oft den Nerven und dem aufbrauenden Temperament Veruhigung. Sie führt weg von sich selbst und abt andererseits auch Gelegenheit, sich selbst anzugehören, zu denken und zu träumen.

Gratie für jede Frau.

So manches hübsche Mädchen bringt sich dadurch um den ganzen Eindruck ihrer Erscheinung, daß sie in ihrem Auftreten und ihren Bewegungen die Anmut vermissen läßt. Nicht umsonst hat ein Kenner wie Balce behauptet, daß Gratie für die Frau viel wichtiger sei als Schönheit. Nun ist die Anmut gewiß ein Göttergeschenk, das den bedornten Sterblichen in

die Wiege gelegt wird. Aber die Ungraziösen brauchen doch deshalb noch nicht zu verzweifeln. Eine der anmutigsten englischen Schauspielerinnen Evelyn Lave verrät ihren Schwestern das Geheimnis, wie jede Frau anmutig werden kann. „Eine gewisse Anmut steht in jeder Frau“, schreibt sie, „wenn auch freilich manchmal so verborgen, daß man sie beim besten Willen nicht erkennen kann. Aber beständige Übung und Aufmerksamkeit können auch winzige Keime zur schönen Blüte entwickeln. Eins der wichtigsten Hilfsmittel dazu ist das Tanzen. In dem Rhythmus der Musik lösen sich die allzu starren und steifen Glieder, und die Frau, die viel tanzt, bekommt eine unbewusste Weichheit und Rundheit der Bewegungen, die ihr Grazie verleihen. Wie wenige Menschen gehen anmutig! Die Durchschnittsfrau steht zuerst ihre Absätze auf und gibt dadurch dem ganzen Körper eine harte Linie. Wenn sie auf der Sohle des Fußes gehen würde, würde sie viel leichter und elastischer einhereschreiten. Auch beim Stehen sündigen die meisten Damen gegen das Gesetz der Anmut. Sie stellen dann meistens die Knie auseinander und wirken dadurch olump und schwerfällig, während sie durch Zusammennehmen der Beine Elastizität und eine geschlossene Linie erhalten. Auch muß die Dame mehr Aufmerksamkeit der Bewegung der Arme, Hände und Finger widmen. Nichts ist anmutiger als eine leichte Bewegung der Arme nach oben. Überall in der Kunst findet man, daß die geschwungene Linie die wahre Schönheitslinie ist. Hässlichkeit kommt meist von eckigen und geraden Linien her. Nun machte es die Mode der Dame heut nicht leicht, die angeborene Schönheitslinie ihrer Figur herauszuarbeiten. Aber sie wird doch stets versuchen müssen, die runden und geschwungenen Linien zu betonen, und Übungen vor dem Spiegel werden ihr dazu helfen, die hässlichen eckigen Bewegungen zu vermeiden und ihrem ganzen Wesen einen harmonischen, melodischen Rhythmus zu verleihen.“

Gedanken über Erziehung und Erzieher.

Von Hedwig Reiser-Neubauer.

Ich stelle den Erzieher neben den bildenden Künstler: er hat das wertvollste Material, ein Kunstwerk daraus zu formen.

Wir machen es uns nur selten klar, daß die Kinder viel mehr uns erziehen wie wir sie. Vor ihnen, unseren schärfsten Beobachtern, wollen wir uns keine Blöße geben und über darum eine Selbstsucht, zu der wir uns sonst nicht aufraffen würden. Wenigstens in ihren Augen eine gottähnliche Vollkommenheit zu besitzen, diese Bestrebungen lassen sich die wenigsten entgehen.

Der beste Erzieher ist der, von dessen Erziehung der zu Erziehende am wenigsten merkt. Das Beispiel, das er gibt wirkt nachhaltiger als Ermahnungen und Strafen.

Aus dem Genuß von Natur und Kunst vermögen wir immer wieder Erhebung und Kraft für den Lebenskampf zu schöpfen. Die Empfindlichkeit dafür im Kinde zu wecken und zu pflegen, muß eines der Hauptziele der Erziehungsarbeit sein. Wir sichern ihm damit für seine Zukunft einen Schatz, dessen ihn kein Schicksalsschlag berauben kann.

Wie uns die Lieblichkeit einer schlanken Wald- oder Wiesenblume meist tiefer rührt als das Graebnis höchstentwickelter gärtnerischer Kunst, so fühlen wir uns auch zu dem Menschen mehr hingezogen, der sich etwas von der Naturnähe des Kindes ins spätere Alter hinübergerettet hat als von der Korrektheit des Gesellschaftsmenschen, er mag noch so gut und tadellos der allgemein gültigen Schablone sich anpassen.

Weihnachtsbäckerei.

Vorzügliche braune Pfefferkuchen. Zutaten: 2½ Pfund Mehl, 1¼ Pfund Honig, ebensoviel Zucker, 1 Pfund geriebene Äpfel, ¼ Pfund bittere Mandeln, ¼ Pfund ganz klein geschnittenes Zitronat, 7 Gramm gest. Zimmt, ebensoviel Nelken, 4 Gramm Kardamon, 10 Gramm Birchenborax, die abgeriebene Schale einer Zitrone. Der Honig wird mit dem Zucker aufgelöst, das Birchenborax mit heißem Wasser aufgelöst und alles gut vermischt. Am andern Tage wird der Teig ¼ Zentimeter dick ausgerollt, es empfiehlt sich, ihn zuerst in Broiform zu kneten, um fest die Scheiben abtrennen zu können, da er sehr hart ist, läßt er sich so leichter ausrollen. Man schneidet viereckige Stücke, auch Quareen können ausgeflossen und mit halbierten Mandeln und Zitronenzitronat belegt werden. Auf gewaschtem Blech bei nicht zu starker Hitze braten und sofort auf flache Teller legen. Der Teig ist probe nach dem Erkalten. Am besten 14 Tage vor Gebrauch haben.